

Die Nächte in Farcata waren nie leise. Auch wenn das geschäftige Treiben bei Einbruch der Nacht ruhiger wurde, so blieb immer etwas zurück, das daran erinnerte, dass die edelste aller Städte nie schlief. Das leise Rauschen der Gondeln, die über das Wasser glitten. Das derbe Gelächter aus den Schenken und Bordellen Godurias. Die tiefe Stimme des Nachtwächters, der die Stunde ausrief.

Doch heute war etwas anders. Heute war die Nacht lauter als sonst.

Celio hatte die Decke bis zur Nasenspitze gezogen und lauschte in die Finsternis. Türen schlugen auf und zu. Ein Glas ging zu Bruch. Dann erklangen hastige Schritte auf der knarrenden Treppe. Die Tür zu Celios Schlafgemach schwang rücksichtslos auf und knallte gegen die Mauer.

»Aufstehen!« Die Stimme seines Vaters war leise und gehetzt. In der Hand hielt er eine Laterne, deren Schein seine Gesichtszüge offenbarte. Die dunklen, sonst so sanften Augen waren zu Schlitzen verengt, Schweiß benetzte seine hohe Stirn und sein Haar stand struppig und ungepflegt in alle Richtungen ab. Sein Hemd war hastig zugeknöpft.

Celios Herz begann sofort schneller zu schlagen. Nein. Bitte nicht schon wieder.

»Komm schon, Junge, steht auf!« Sein Vater ergriff ihn an den Schultern und schüttelte ihn grob. »Wir haben nicht viel Zeit. Sie sind gleich hier. Wir müssen weg.«

Celio erwiderte den Blick seines Vaters. Panik schwappte ihm daraus entgegen, Panik und eine intensive innere Getriebenheit, die seine Lider flackern und seinen Körper erzittern ließ. Celio kannte diesen Anblick. Und er hasste ihn. »Nein.« Er wusste selbst nicht, woher er die Kraft nahm, seinem Vater das Wort entgegenzuspeien. »Wir gehen nirgendwo hin.«

Sein Vater starrte ihn an, ein Zucken überlief sein Gesicht. »Celio, lass das. Komm schon, beeil dich. Sie werden gleich hier sein.« Sein Griff schloss sich wie eine Eisenschelle um Celios Arm und er zerrte ihn grob aus dem Bett. Den Aufschrei des Jungen ignorierte er. »Los, zieh dich an. Pack deine Sachen. Nur das Nötigste.«

Celio riss sich los, Tränen traten ihm in die Augen. Warum konnte das alles nicht endlich aufhören? »Nein! Das ist Schwachsinn, Vater. Niemand wird kommen, verstehst du? Niemand.«

»Celiol« Sein Vater kniete sich vor ihn und legte die Hände auf seine Schultern. Der irre Blick aus seinen dunklen Augen war kaum zu ertragen. »Bitte, du musst mir vertrauen. Spürst du sie nicht auch? Wie sie näher kommen? Sie beobachten uns schon jetzt, die ganze Zeit. Ihre Augen ...« Es schauderte ihn. Seine Stimme wurde leiser, kaum mehr als ein Wispern. »Sie sind überall. Im Dunkeln. Ihre Augen. Das Gift, das durch die Fugen dringt. Verstehst du, mein Junge? Ich muss euch beschützen.« Sein Blick verlor sich in der Ferne, seine Finger gruben sich in Celios Schultern. »Überall, im Dunkeln. Ihre Augen. Deine Mutter - deine Mutter hat es gewusst. Aber es war zu spät. Sie haben sie geholt.«

Celios Unterlippe zitterte. Die Finger seines Vaters gruben sich so tief in Celios Schultern, dass es schmerzte. Zusammenhanglose Worte sprudelten weiter über dessen Lippen, Worte, die keinen Sinn ergaben, die so leer waren wie sein Blick. Angst schnürte Celio den Brustkorb zu.

»Vater«, keuchte er, versuchte seinen Griff mit den Fingern zu lösen. »Vater, bitte, lass mich los, du tust mir weh!«

Stille. Sein Vater blinzelte, schüttelte sich, als müsse er einen bösen Traum vertreiben, dann zog er die Hände zurück. »Entschuldige«, nuschelte er und richtete sich auf. »Es ist Zeit. Pack deine Sachen ein, ich hole deine Schwester. Das Boot steht schon bereit.«

»Warte.« Celio sprang vor. »Ich hole sie.«

Ein Lächeln huschte über die Lippen seines Vaters und er wuschelte Celio durch das schwarze Haar. »Guter Junge. Ich versiegle die Fugen. Dann können sie uns nicht folgen.«

Celio hatte keine Ahnung, was sein Vater ihm damit sagen wollte, doch er nickte stumm und wartete, bis er das Zimmer verlassen hatte. Erst jetzt spürte er, wie heftig sich seine Glieder in Panik verkrampft hatten. Es wurde

schlimmer, jedes Mal. Meinte sein Vater es diesmal ernst? Würde er sie fortbringen? Und wenn ja, wohin?

Celio schlüpfte aus dem Nachtwand und in seine Kleider, die ihm schweißnass am Leib klebten. Die Nacht war schwülheiß und in seinem Schlafzimmer staute sich die feuchte Hitze, die vom Kanal aufstieg. Er musste etwas tun. Er durfte es nicht zulassen. Als es vor einigen Monaten schlimmer wurde, hatte Celio noch gehofft, es würde vorübergehen und die Kräuter des Medicus würden die Anfälle dämpfen, doch sie halfen kein bisschen.

Er dachte an Tami und sein Mund wurde trocken. Sie war noch zu jung, um zu verstehen, was hier geschah. Um ehrlich zu sein, verstand er es auch nicht wirklich, dabei war er mittlerweile dreizehn und annähernd erwachsen. Tami war mit ihren acht Jahren noch fast ein Kind.

Im Untergeschoss vernahm Celio Rumoren und Poltern. Er musste sich beeilen. Hastig schlüpfte er in seine Schuhe, als eine dünne Stimme an sein Ohr drang.

»Celio?« Taminera stand in der Tür, nur in ihrem dünnen Nachthemd, barfuß, die Arme um ihre Puppe geschlungen. Sie blinzelte schlaftrunken. »Was ist los?«

Celio schluckte. »Nichts«, erwiderte er matt. »Geh wieder in dein Zimmer, ja? Ich ...«

»Seid ihr fertig?« Celio verfluchte seinen Vater, der schnaufend die Treppe hinaufeilte, in der Hand immer noch eine Laterne. »Tami, Schätzchen, du musst dir etwas anziehen. Es ist zwar warm draußen, aber wir werden eine Weile unterwegs sein. Komm, beeil dich, dein Bruder wird dir helfen.«

»Nein!«, wiederholte Celio brüsk. Er trat zur Tür hinaus in den Flur, legte die Arme um seine Schwester und zog sie beschützend zu sich. »Wir gehen nirgendwohin, Vater. Wir bleiben hier.«

»Celio, hör auf«, beschwor ihn sein Vater händeringend. »Ich weiß, das ist nicht leicht, aber ...« Plötzlich unterbrach er sich. Er legte den Kopf schief und betrachtete Celio, als erblicke er ihn zum ersten Mal. Seine Augen weiteten sich

in panischer Erkenntnis. »Du auch«, stieß er plötzlich mit zitternder Stimme hervor. Er stolperte einen Schritt zurück. »Du auch. Mein eigener Sohn. Nein.«

Taminera wimmerte leise, Celio schwieg mit pochendem Herzen.

»Ich hätte es wissen müssen«, hauchte sein Vater. Die Laterne in seiner Hand fiel klappernd zu Boden und erlosch. Dunkelheit umfing sie, eine Öllampe am Fuß der Treppe zeichnete nur noch die Konturen nach. »Die Augen. Natürlich. Das Gift, das durch die Fugen dringt. Es musste so sein. Du bist nicht mein Sohn. Du bist einer von ihnen.«